



Liebe Mitglieder des Vereins „Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien“, sehr geehrte Damen und Herren!

Einige von Ihnen haben ja mitbekommen, dass das Institut für Kirchengeschichte von Königstein weg musste und in Nidda ein neues Domizil gefunden hat. Am 1. Dezember 2007 wurde das Haus seiner Bestimmung übergeben und erhielt den Namen „Haus Königstein“. Der Einweihungsfestakt fand wegen der großen Zahl der Besucher in der evangelischen Kirche von Geiß-Nidda statt. Den Bericht darüber, der in der Sudetendeutschen Zeitung erschienen ist, finden Sie in diesem Heft, auch den Festvortrag von Professor Grulich.

Viermal im Jahr gibt das Institut nun ein Mitteilungsblatt heraus und wir haben ausgemacht, dass jeweils eine Person des Vorstandes und der wissenschaftliche Leiter, Professor Grulich ein Grußwort schreiben.

Da ich neu in den Vorstand gewählt wurde, kann ich mich mit dem Grußwort auch gleich persönlich vorstellen:

Mein Name ist Astrid Platen, ich bin 45 Jahre alt und wohne mit meiner Familie in Lich. Unsere Familie besteht aus fünf Personen: meinem Mann Harald, den drei Söhnen Tobias, Dominik, Sebastian und mir. Ich bin Diplom-Theologin, habe an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt studiert und erteile an vier Schulen (in Butzbach, Lich und Fernwald) katholischen Religionsunterricht. Mein Mann Harald ist Biologe und als Professor für Umweltanalytik an der Fachhochschule Gießen/Friedberg tätig.

„Nebenbei“ bin ich auch noch Organistin, leite einen Gospel- sowie einen Jugendchor. Dr. Stingl kenne ich seit ca. 17 Jahren, da ich zu der Zeit als er noch im Gefängnis tätig war, dort sowohl die Orgel gespielt als auch Tauf- und Firmunterricht erteilt habe.

Seit dem 1. Juli 2007 bin ich Mitglied des Institutes, also erst relativ „frisch“ dabei. Für die Geschichte der Kirche von Böhmen habe ich mich jedoch schon länger interessiert, denn meine Mutter ist Egerländerin – mein Vater ist ein Hiesiger, wie man so schön sagt. Die Familie meines Mannes stammt aus Schlesien.

Ich freue mich auf eine gute und konstruktive Arbeit im Vorstand des Institutes und wünsche sowohl dem Institut als auch dem Verein ein segensreiches Arbeiten und weiterhin viele Impulse, die es ermöglichen, Zeugnis über diesen Abschnitt der Kirchengeschichte weiterzugeben und immer wieder neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Schön, dass nunmehr auch Frauen Mitglieder sind und dass die Arbeit des Institutes in einem eigenen und ansprechenden Haus weitergehen kann. Möge Gottes Segen über allem ruhen und alles, was geschieht, zur „größeren Ehre Gottes“ sein.

Allen Lesern dieser Mitteilungen des Hauses Königstein wünsche ich viel Freude beim Lesen und grüße Sie sehr herzlich

Ihre



Astrid Platen



## Einweihung des Hauses Königstein

*Bürgermeisterin Lucia Puttrich und  
Professor Dr. Rudolf Grulich*

### Kirchengeschichte am Speckpaterplatz

Nach dem abgeschlossenen Umzug von Königstein nach Nidda wurde das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e. V. im Haus Königstein in Geiß-Nidda am 1. Dezember 2007 10.00 Uhr in einem feierlichen Festakt eingeweiht. Da wegen der vielen Anmeldungen die Plätze im Haus nicht ausreichten, wurde die Eröffnung in die gotische evangelische Kirche verlegt.

Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl konnte in der vollen Kirche Ehrengäste, Mitglieder und Freunde des Institutes, die aus ganz Deutschland angereist waren, begrüßen. Eine besondere Ehre war die Teilnahme vom Dekan Professor Dr. Jan Lášek von der Hussitisch-Theologischen Fakultät der Karls-Universität Prag, der seine Grußworte überbrachte. Er betonte die langjährigen

fruchtbaren Kontakte und die Zusammenarbeit mit dem Leiter des Institutes, Professor Dr. Rudolf Grulich. Weitere Grußworte sprachen der evangelische Pfarrer Eberhard Hampel, der katholische Pfarrer Peter Sievers, die Bürgermeisterin Lucia Puttrich sowie Professor Dr. Linus Hauser von der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Hauser betonte, dass es Grulich gelungen sei, Studenten für die sudetendeutsche Sache zu begeistern. Die Bürgermeisterin wies auf ihre sorbischen Vorfahren hin und überreichte ein Verzeichnis aller sorbischen Studenten des Wendischen Seminars in Prag.

Es war für alle eine große Freude, dass Professor Dr. Grulich, der Anfang des Jahres so schwer erkrankt war, wieder unter ihnen weilte und zumindest begrüßen konnte. Den Festvortrag „Hessen

und die Sudetendeutschen“ von Professor Grulich trug Matthias Dierßen vor. Professor Grulich führte dabei die Zuhörer durch ein Jahrtausend Kirchengeschichte voller Kontakte zwischen Hessen und den böhmischen Ländern. So gehörte das Bistum Prag seit seiner Gründung im Jahre 973 bis 1344 zur Kirchenprovinz Mainz. Vor allem im 14. Jahrhundert waren die Beziehungen unter den luxemburgischen Kaisern besonders eng. Grulich ging auch auf hessische Künstler in Böhmen ein und wies auch auf Kontakte in der deutschen Literatur hin. 1848 saßen im Parlament der Paulskirche auch Abgeordnete aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Als nach 1945 fast 400 000 Sudetendeutsche aus ihrer Heimat nach Hessen vertrieben wurden, wurde ein neues Kapitel der Geschichte aufgeschlagen, das nun vom Institut dokumentiert wird.

Die musikalische Umrahmung gestalteten Stefanie Berndt und Astrid Platen mit Querflöte und Piano. Die Einrichtung des Hauses und seine Bibliothek mit 12 000 Bänden hatten in der

Zeit der mehrmonatlichen Erkrankung von Professor Grulich seine Freunde von der Universität Gießen, Angelika Steinhauer, Matthias Dierßen und Michael Schmidt übernommen, was der erste Vorsitzende Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl in seiner Dankesrede lobend erwähnte.

Nun erfolgte die Weihe des Hauses durch Pfarrer Sievers. Dann lud Dr. Stingl die Gäste zu einem Tag der offenen Tür mit einem Imbiss, Kaffee und Kuchen nach Rezepten aus dem Sudetenland ein. Die Feier fand in sämtlichen Räumen und auf dem „Speckpater-Platz“, einem gemütlichen Innenhof des Institutes, statt.

Gegen 14.30 Uhr schloss sich für die Mitglieder eine Vorstandssitzung mit Vorstandswahlen an, bei der Pfarrer Stingl einstimmig wiedergewählt wurde. Professor Hampel wurde als zweiter Vorsitzender und – erstmalig in der Geschichte des Vereins – wurde eine Frau gewählt. Astrid Platen, eine Diplomtheologin ist dritte Vorsitzende.

*Brigitte Sonntag*



*Weihe  
auf  
dem  
Speckpater-  
Platz  
durch  
Pfarrer  
Sievers*

# Hessen und die Sudetendeutschen

## (Festvortrag zur Einweihung)

Als infolge der Vereinbarung auf der Konferenz von Potsdam 1945 und 1946 mehr als 12 Millionen Ostdeutsche vertrieben wurden, betraf dieses Schicksal auch die Sudetendeutschen. Mehr als 800 Jahre waren Böhmen, Mähren und Schlesien ihre Heimat, die sie nun verlassen mussten, was die Sieger in Potsdam als „humanen Transfer“ kaschierten.

750 000 Sudetendeutsche wurden damals in die Russische Zone des in vier Zonen aufgeteilten Deutschlands vertrieben, fast zwei Millionen in die US-Zone, zu der neben Bayern und Hessen auch Nordbaden und Nordwürttemberg gehörten. Von den 1124 dokumentierten Vertreibungszügen, in denen seit Januar 1946 das Sudetendeutschentum in die US-Zone abgewickelt wurde, kamen 394 Züge nach Hessen. Die „humane Umsiedlung“ erfolgte in Viehwaggons, von denen jeweils 40 Waggons mit je 30 Personen einen Zug von 1200 Personen bildeten. Am 4. Februar 1946 kam in Weilburg der erste Zug an, dem in den Monaten bis November 1946 insgesamt 393 weitere folgten. Friedberg, Gießen, Fulda, Bad Homburg waren solche Zielbahnhöfe, aus denen die Menschen zunächst in Lager kamen und dann auf die Dörfer und Städte verteilt wurden, die schon bis 1945 Zehntausende von Ausgebombten aufgenommen hatten.

Damals änderte sich in wenigen Monaten die Struktur Deutschlands und auch Hessens in soziologischer, landsmannschaftlicher und vor allem konfessioneller Hinsicht. In die totale Diaspora Oberhessens kamen in wenigen Monaten fast 400 000 Sudetendeutsche, die zu über 90 Prozent katholisch waren, oft mehr böhmisch- als römisch-katholisch. In den wenigen bereits vor dem Zweiten Weltkrieg bestehenden Mutterpfarreien wie Alsfeld, Herbstein, Büdingen oder Nidda entstanden über Nacht Dutzende neuer Seelsorgestellen und später Lokalkaplaneien, die heute alle Pfarreien sind. Die Sudetendeutschen in Hessen kamen nach dem Krieg in ein neues Bundesland, das seit Jahrhunderten, ja über ein Jahrtausend in Beziehungen zur den böhmischen Ländern stand.

Als Theologen sind wir gewohnt, bei Adam und Eva zu beginnen. Soweit möchte ich nicht zurückgehen, aber doch wenigstens bis zur Römerzeit. Denn unser Nidda gehört zu den ganz seltenen Orten, die seit der Römerzeit ihren Namen nicht änderten. Während aus Moguntium Mainz wurde und aus Colonia Agrippina Köln und selbst das ewige Roma seinen Namen in anderen Sprachen zu Rom, Rim

und Rome abwandelte, behält Nidda in der ganzen Geschichte seinen alten Namen.

Ich erwähne das deshalb, weil die Römer im ersten und zweiten Jahrhundert auch Böhmen und Mähren in ihr Weltreich eingliedern wollten. Dann wäre der Limes nicht vom Rhein zur Donau bei Kelheim gebaut worden, sondern wäre von der Elbe und von den Gebirgszügen Nord-Böhmens, -Mährens und Schlesiens zur Donau hinter Wien verlaufen. Wir wissen aus den Geschichtsbüchern von den Markomannenkriegen und von der Tatsache, dass Kaiser Marc Aurel meist in Südmähren Krieg führte, obwohl er als „Philosoph auf dem Kaiserthron“ gilt. Archäologische Funde von Münzen und Gebrauchsgegenständen der römischen Legionäre in Südmähren bezeugen das ebenso wie die berühmte Felsinschrift von Trentschin in der heutigen Slowakei direkt an der Grenze zu Mähren aus dem Jahre 179 nach Christus. Dass es auch in den folgenden Jahrhunderten Kontakte bis zum Ende des Weströmischen Reiches gab, dafür spricht der legendäre Briefwechsel der Markomannenkönigin Friedegild mit dem Kirchenvater Ambrosius von Mailand.



### **Wir blicken in die Geschichte: Kaiser Karl IV.**

**A**us der Fülle von Beziehungen des Gebietes des heutigen Hessens zu den böhmischen Ländern, also der Heimat der Sudetendeutschen, möchte ich nur einige Schlaglichter auswählen und hoffe, sie in den nächsten Jahren hier in Nidda durch Vorträge, Seminare und Exkursionen vertiefen zu können. Da ist einmal das Faktum, dass das im Jahre 973 gegründete Bistum Prag bis zum Jahre 1344 zur Kirchenprovinz

Mainz gehörte, also dem Erzbischof von Mainz als dem wichtigsten Kirchenfürsten und Erzkanzler des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation unterstellt war. Die Bischöfe von Prag wurden fast vierhundert Jahre hindurch vom Erzbischof von Mainz geweiht, auch der heilige Adalbert von Prag. Wenn Sie wieder einmal Prag besuchen, so gehen Sie in den Veitsdom zur Wenzelskapelle. Dort

finden Sie die Darstellung des heiligen Wenzel als Teilnehmer auf einem Reichstag, wo bei den Wappen der Kurfürsten auch das Mainzer Wappen mit dem Rad zu sehen ist.

Diese Kapelle in Prag wurde wie der Neubau des Domes von Kaiser Karl IV. gestiftet, der als Luxemburger, wie schon sein Vater Johann, König von Böhmen war, aber auch deutscher König und Römischer Kaiser. Karl erreichte es vom Papst, der damals in Avignon residierte, dass seine Residenzstadt Prag, die auch Hauptstadt des Reiches und eigentlich Europas war, einen Erzbischof erhielt, dem als Metropolit der neuen Kirchenprovinz die Diözesen Olmütz und das in der Hussitenzeit untergegangene Leitomischl unterstellt wurden.

Als Luxemburger wollte Karl eine möglichst unkomplizierte Verbindung zwischen seiner Heimat Luxemburg und Prag. Wichtige Station auf diesem Wege war Nürnberg, die Stadt von Reichstagen und des Ortes der Aufbewahrung der Reichskleinodien. Karls Ziel war eine Landverbindung von Luxemburg nach Böhmen, um sozusagen auf eigenem Grund hin und her reisen zu können.

Wer heute von der Autobahn von Hessen nach Nürnberg fährt, findet Hinweisschilder, dass er sich auf der Via Carolina, der Karlsstraße befindet. Sie trägt den Namen nach unserem Karl IV., der vor über 650 Jahren (1354) auch seine Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum erhob.

Bei seinen Bemühungen, möglichst viele Gebiete zwischen Luxemburg und Böhmen zu erwerben, um die geplante Landverbindung zu seinem Königreich Böhmen zu schaffen, war ihm von Vorteil, dass seine zweite Frau (nach dem Tode von Bianca von Valois) Anna von der Pfalz war und bei der Heirat am 4. März 1349 als Morgengabe große Gebiete der heutigen Oberpfalz und Mittelfrankens in die Ehe brachte. Es war ein zerrissenes Gebiet, aber durch Kauf und Diplomatie konnte es Karl IV. ergänzen, immer bemüht eine Landbrücke zwischen Prag und Luxemburg zu schaffen. Obwohl Karl Geschlossenheit dieser Besitzungen anstrebte, gelang ihm dies nicht ganz, aber er konnte doch ohne Zoll auf eigenem Grund von Böhmen nach Nürnberg reisen. Hauptstadt dieses Gebietes, für das sich später der Begriff „Neuböhmen“ einbürgerte, wurde Sulzbach, wo sich die Verwaltung dieses Gebietes befand.

In der „Goldenen Bulle“, die Karl IV. am 10. Januar 1356 auf einem Nürnberger Reichstag erließ, werden alle Burgen, Güter und Orte genannt, die Karl „auf ewig“ mit der Krone Böhmens verband. In den Jahren zwischen 1366 und 1368 ordnete der Kaiser an, ein Verzeichnis und Steuerbuch zu erstellen, das als „Böhmisches Salbüchlein“ bekannt ist und aufzeigt, welche Abgaben Karls „neuböhmische“ Besitzungen zu leisten hatten. Aus ihnen wissen wir, wie

groß damals die Bevölkerung war, wie viel Häuser und anderen Besitz es gab.

Die Straße von Hessen und Franken nach Prag hieß schon früh die „Goldene Straße“. Karl IV. machte diesen Weg mindestens 52 Mal. Auch später blieb der Name, wie etwa der Bericht des Bärnauer Pflegers Hans von Uttelhofen 1513 besagt, der von der „Königlichen Stras“, spricht, die von Prag ausgeht und „uff Nurnberg zu geth“. Die Reise verlief meist erstaunlich schnell: Als Karl IV. 1350 die Reichskleinodien von Prag nach Nürnberg transportierte, startete der Wagen am 29. März in Prag und war am 3. April in Nürnberg. Zu Pferd hatte Karls Vater König Johann sogar die Strecke von Prag nach Paris in der Rekordzeit von sechs Tagen geschafft.

Die Orte an der „Goldenen Straße“ wurden vom Kaiser mit reichen Privilegien ausgestattet, auch die von erworbenen Dörfer und Märkte zwischen Luxemburg und Nürnberg wie Erlangen, Mainbernheim, Prichsenstadt oder Heidingsfeld. Wichtig war die Sicherheit der Kaufleute, die auf ihren Wägen Salz und Getreide, Wein und Honig, Bier und Öle, aber auch Metalle und Metallwaren nach Böhmen in das damals reichste Land Europas transportierten. „Man sol wissen, was geleits vom Rhein gen Beheim get“, ordnete der Kaiser in jenem Prager Kanzleideutsch an, aus dem die neuhochdeutsche Schriftsprache hervorging. Noch heute weisen alte Bildstöcke auf die alte „Böhmische Grenze“ hin wie zum Beispiel ein Bildstock in Erlenstegen vor den Toren der Reichsstadt Nürnberg.

Wo Kaiser Karl IV. kein Land erben oder kaufen konnte, suchte er sich auf dem Wege nach Prag Freunde zu schaffen. Als deutscher König war er auch Herzog von Franken. Dieses Franken war einst viel größer als die heutigen drei bayrischen Regierungsbezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken. Die Sprachwissenschaft kennt heute noch neben dem Mainfränkischen das Rheinfränkische und das Moselfränkische. Dass es heute kein fränkisches Nationalbewusstsein gibt, aber ein hessisches, hängt auch mit Karl IV. zusammen.

Als Herzog von Franken konnte er nur Privilegien aus seinem Herzogtum geben. So verlieh er vielen Orten in Hessen und Franken, in denen er auf dem Wege nach Prag weilte, die Stadtrechte wie zum Beispiel Hungen, wo das Gasthaus „Römischer Kaiser“ noch heute an ihn erinnert. Auch die meisten Reichstädte und kleinen Grafschaften gibt es deshalb in Hessen und Franken.

Wir kennen in Frankfurt die Karlsvesper am Namenstag Karls des Großen. Weil Karl der Große von einem Gegenpapst heilig gesprochen wurde, hatte Rom später die Feier dieses Heiligen auf Aachen und Frankfurt beschränkt. So liest man es meist in den Geschichtsbüchern. Dass aber auch heute noch das Sprichwort von den „böhmischen Dörfern“ gilt, wenn wir etwas nicht wissen, können

wir auch daraus ablesen, dass man Prag als dritte Stadt vergisst, in der Karl der Große so verehrt wird, dass es sogar eine von Karl IV. erbaute Karlskirche gibt. Das wundert uns nicht, wenn wir wissen, dass Karl IV. den Taufnamen Wenzel hatte und erst bei der Firmung den Namen Karl annahm.

## Kontakte in der Kunst und in der Literatur

**E**in eigenes Thema wären die künstlerischen Beziehungen zwischen Hessen und Böhmen. Viele Namen sind bekannt wie der Egeraner Baumeister Balthasar Neumann oder die Leitmeritzer Künstler in Fulda. Andere gilt es wieder zu entdecken oder der Vergessenheit zu entreißen, wie den Frankfurter Hans Spiess, der 1486 nach Prag kam und dort leitender königlicher Steinmetz war. Von ihm stammt der bildhauerische Schmuck des von Benedikt Ried geschaffenen Wladislaw-Oratoriums, an dem er von 1490 bis 1493 arbeitete. Er war ein großer Meister von Rippengewölben und Erkern, von denen wir noch verschiedene erhaltene Beispiele in Prag, aber auch in Pürlitz oder in der großen Dekanalkirche in Melnik an der Elbe bewundern können.

Was von der Kunst gesagt wurde, gilt auch von der Literatur. Dabei denke ich nicht nur an die Beziehungen des Frankfurters Goethe zu Böhmen. Ich möchte hier nur den bekannten Grimmelshausen erwähnen, den wir alle durch seinen Roman vom Simplicissimus kennen, eines der eindrucksvollsten Darstellungen des Lebens der Menschen im Dreißigjährigen Krieg, der ja in Böhmen begann. Von Grimmelshausen stammt aber auch der Roman von der Mutter Courage, die später Bert Brecht mit seinem Stück weltbekannt machte. Aber wusste Sie, dass die Landstörzerin Courage in Grimmelshausens Roman aus Prachatitz im Böhmerwald stammt, das auch Geburtsort des heiligen Bischofs Johannes Nepomuk Neumann ist, dessen Namen eine Schule in Königstein trägt?

Die Beziehungen Goethes zu Böhmen füllen bereits viele Bücher, aber noch immer ist das Werk des Prager Johannes Urzidil „Goethe in Böhmen“ das beste. Der Dichterstern hatte solches Ansehen bei den Tschechen, das sie sogar 1945 seine Denkmäler schonten, als anderes deutsches Kulturgut zerstört wurde. Goethe war 26 Mal in Böhmen, insgesamt mehr als drei Jahre, nämlich über 1100 Tage, und er erklärte, außer in Weimar und Italien könne man nur noch in Böhmen leben. Das erst jetzt entdeckte Tagebuch des Goethefreundes Pater Stanislaus Zauper von Tepl wird unser Institut im Jahre 2008 herausgeben. In diesen bisher unbekanntem Aufzeichnungen des Tepler Chorherren wird bestätigt, was Urzidil, aber auch schon Thomas Mann über den späten Goethe und sein Verhältnis zum Christentum aussagten.



*Zinzendorf und Anna Nitschmann mit zwei Kindern des Grafen  
vor der Ronneburg*

## Ökumenische Kontakte: Die Brüdergemeine in Büdingen

**W**erfen wir aber auch einen ökumenischen Blick auf unser Thema und bleiben wir ganz in der Nähe von Nidda. In Büdingen stehen noch heute die Reste des Herrnhaags, der zweiten großen Siedlung der Herrnhuter Brüdergemeine nach ihrem Gründungsort Herrnhut. Seit 1738 war hier eine Barockstadt erstanden, von deren 1000 Einwohnern über die Hälfte aus Mähren stammten.

Herrnhut wurde 1722 von Exulanten aus Mähren gegründet, die so zahlreich waren und die dortige Gemeinde so prägten, dass die Herrnhuter im englischen Sprachraum bis heute „Moravian Church“, also Mährische Kirche heißen. Auf dem Herrnhaag, in Marienborn und auf der Ronneburg weilten viele dieser „Moraven“, die nicht vergessen sein sollten.

Wie auch Christian David hier, den Gründer Herrnhuts. Von ihm stammt zum Beispiel das Lied „Sonne der Gerechtigkeit“, das heute Gemeingut aller Konfessionen ist. Im Gesangbuch der Evangelischen Brüdergemeine Herrnhut finden wir auch Lieder von sudetendeutschen Männern und Frauen, die in Herrnhut und auf dem Herrnhaag ebenso tätig waren wie in den Missionsgebieten in Übersee. Sie stammen meist aus dem Kuhländchen, woher die meisten der

Emigranten nach Herrnhut kamen. Die Bekannteste unter diesen Liederdichterinnen ist Anna Nitschmann, die zweite Frau des Grafen Nikolaus Zinzendorf, der den Emigranten das Land bei Herrnhut schenkte.

Anna Nitschmann wurde schon mit 15 Jahren zur Ältesten der Schwestern in Herrnhut gewählt und schloss mit 18 anderen den „Jungfrauenbund“, aus dem der Chor der ledigen Schwestern entstand. Auf dem Gebiet der weiblichen Seelsorge war sie die rechte Hand des Grafen Zinzendorf, der sie nach dem Tode seiner Frau 1757 zur zweiten Gemahlin nahm. Anna Nitschmann starb aber bereits 1760 in Herrnhut. Von ihr stammen zwölf Lieder im Herrnhuter Gesangbuch wie die Christuslieder „Herein, Gesegneter des Herrn“ oder „Du erstgeborener Bruder“. Immer noch gesungen werden auch Lieder wie „Unsere Seele harrt auf ihn“ oder „Treuer Freund, hier ist mein Herz“.

## **Juden aus Böhmen und Mähren in Hessen**

**Z**ur Ökumene gehört auch das Verhältnis zum Judentum. Da Dr. Stingl über das jüdische Leben in Nidda promoviert hat, möchte ich wenigstens einige Worte über sudetendeutsche Juden in Hessen verlieren.

Im Parlament der Paulskirche saßen 1848 unter den Dutzenden von Sudetendeutschen auch Juden aus Böhmen und Mähren. Auch im Frankfurter Judentum waren bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts Juden aus dem Sudetenland vertreten. Auf einige wollen wir hier verweisen, die im 19. und 20. Jahrhundert in der Mainmetropole tätig waren. Schon als Siebenundzwanzigjähriger erhielt 1870 der Mährer Nehemias Brüll eine Berufung als Rabbiner nach Frankfurt.

Er war 1843 als Sohn eines Rabbiner in Neu-Rausnitz geboren und war der ältere Bruder von Adolf Brüll, der später ein bekannter judaistischer Gelehrter war und ebenfalls als Lehrer nach Frankfurt kam. Nehemias Brüll besuchte wie viele andere Juden das Gymnasium der katholischen Piaristen in Prag, und später in Kremsier, ehe er in Wien und Leipzig studierte. Die Doktorarbeit in Leipzig trug den Titel „Die römischen Kaiser in Talmud und Midrasch“.

Seine erste Stelle war die eines Rabbiners in der Gemeinde Bisenz, ehe er auf Empfehlung von Abraham Geiger nach Frankfurt kam. Abraham Geiger (1810-1874) war einer der Mitbegründer der „Wissenschaft des Judentums“ und neben Leopold Zunz und Salomo Juda Löb Rapoport einer der wichtigsten Forscher auf dem Gebiet der jüdischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Als Rabbiner in Frankfurt glänzte Brüll durch seine Predigten „durchgeführt von prophetischem Wissen“, die als „Glanzleistungen jüdischer Gelehr-

samkeit“ gelten Seine letzte Predigt hielt er am 24. Januar 1891 in der Hauptsynagoge in der Frankfurter Börnestraße. Eine Woche später erlitt er in der gleichen Synagoge einen Ohnmachtsanfall, wurde linksseitig gelähmt und starb im Alter von nur 48 Jahren am 3. Februar 1891. Paul Arnsberg schreibt im dritten Band seiner Geschichte der Frankfurter Juden über ihn: „Er war ein extremer Anhänger der Reform und eine der Koryphäen der Wissenschaft des Judentums“.

Sein drei Jahre jüngerer Bruder Adolf, der 1846 in Kojetin in Mähren geboren wurde, studierte in Wien, Prag, Breslau und Jena und erhielt 1869 vom Landesrabbinat Boskowitz das Rabbinerdiplom. 1871 kam er nach Frankfurt, wo er Religionsunterricht erteilte und 1873 fest angestellt wurde. Dreißig Jahre übte er seine Lehrtätigkeit aus, bis er 1903 in den Ruhestand ging. Seit 1881 redigierte er auch das Organ des Mendelssohn-Vereins „Populärwissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum für Gebildete aller Confessionen“. Diese bis 1908 erscheinende Zeitschrift enthält wertvolles Material zum Judentum.

Als Opernsängerin kam die 1887 in Prag geborene Magda Spiegel über Düsseldorf nach Frankfurt, wo sie seit 1917 in der Lichtensteinstraße 2 und zuletzt in der Hansa-Allee 7 wohnte. Sie „war als stimmgewaltige Altistin am Frankfurter Opernhaus bekannt und beliebt“, heißt es von ihr. Trotzdem wurde sie 1942 von der Gestapo in das Ghetto Theresienstadt gebracht und am 19. Oktober 1944 nach Auschwitz. Es war der Transport „Es-1470“, einer der Todestransporte, von denen kaum einer zurückkam.

Ebenfalls ein Prager war der Philosoph und Psychologe Max Wertheimer, der Gründer der „Gestalttheorie“. Er wurde 1880 in der böhmischen Hauptstadt geboren und entstammte einer alten patriotischen Familie. Einer seiner Vorfahren war Grenadier in den Napoleonischen Freiheitskriegen 1813 bis 1815 gewesen. Wertheimer studierte in Prag, Berlin und Würzburg, wo er 1904 promovierte. Nach seiner Habilitation in Frankfurt war er außerordentlicher Professor am Psychologischen Institut in Berlin und kam 1929 als Professor der Psychologie nach Frankfurt.

Hier wurde er Direktor des Philosophischen Seminars und des Psychologischen Instituts der Universität Frankfurt und entwickelte mit seiner „Gestalttheorie“ eine neue Richtung der Psychologie. Schon 1926 war sein Buch erschienen: „Über Gestalttheorie“, dem andere wie „Gestaltpsychologische Forschung“ oder „Drei Abhandlungen zur Gestalttheorie“ folgten. 1933 emigrierte er in die Tschechoslowakei und von dort in die Vereinigten Staaten. Er lehrte in New York an der New School for Social Research und starb 1943.

## Die Diaspora nach dem Zweiten Weltkrieg

Ich habe begonnen mit der Vertreibung von 400 000 Sudetendeutschen im Jahre 1946 nach Hessen und habe eingangs auf die konfessionelle Veränderung Hessens hingewiesen. Weder die Priester der Vertriebenen noch die Kirchen Hessens waren damals auf die neue Situation vorbereitet, wie ein Pionier jener Zeit, der in Echzell wirkende Pfarrer Anton Rawitzer, feststellte.

Kamen die Vertriebenen in Gebiete ihrer Konfession, so hatten sie zumindest Kirchen und Seelsorger, wenn sie oft auch anderen Riten und Gebräuchen begegneten, anderen Liedern und Gebeten. Schwierig war es, wenn man in das Gebiet der anderen Konfession kam. Zwar wurden oft evangelische Gotteshäuser den neuen katholischen Gemeinden zur Verfügung gestellt, doch war es schwierig, eine günstige Gottesdienstzeit zu finden. Probleme brachte auch die Grundausstattung der neuen Seelsorgestellen: Altartisch, Messgewänder, liturgische Geräte. Es fehlten Gesangbücher und Noten, so dass die Liedtexte notdürftig selber hergestellt wurden. Es gab kein einheitliches Gesangbuch. Die Vertriebenen kamen aus verschiedenen Diözesen und Kirchenprovinzen, so dass die Kirchenlieder, die man auswendig kannte, keinen einheitlichen Text oder Melodie hatten. Eine wichtige Frage für Katholiken war die Wochentagsmesse, da die evangelische Kirche nur am Sonntag zur Verfügung stand. So zelebrierte der Vertriebenenpriester oft in seinem Wohnraum. Prozessionen wie an Fronleichnam oder Maiandachten waren kaum möglich. Es kam zu einer Verarmung des religiösen Lebens. In der Diaspora hatten die Priester weite Gebiete zu betreuen. Als „Rucksackpriester“ zogen sie zunächst zu Fuß, später mit dem Fahrrad oder Motorrad von Dorf zu Dorf, von Lager zu Lager.

Viel länger als man heute glaubt, waren die Heimatvertriebenen der Meinung, in die alte Heimat zurückkehren zu können.

*„Getragen von dieser trügerischen Hoffnung versuchte man zurechtzukommen. Auf die Dauer traten nun die negativen Erscheinungen zutage: Der Sonntagsgottesdienst in den evangelischen Kirchen war meist zu ungünstigen Zeiten. Ein Gottesbeginn um 8.00 Uhr oder früher zeitigte bald Ermüdungserscheinungen. Feierlicher Gottesdienst in der Hochform, Hochamt mit Weihrauch, war nicht möglich. Ohne Tabernakel litt die eucharistische Frömmigkeit und private Anbetung. Ein Kirchenbesuch an den Wochentagen mußte ausfallen, die Mitfeier der Wochentagsmesse in der Wohnung des Pfarrers war nur beschränkt möglich. Außerdem mußte auch auf die übrigen nichtkatholischen Hausbewohner Rücksicht genommen werden. Requiemessen konnten nur an Sonntagen als Gedächtnismessen gefeiert werden. Nachmittagsandachten, gemeinsames Rosenkranzgebet waren kaum oder nur selten möglich. Der Erst-*

*kommunionunterricht konnte nur in der Schule sein, Jugendarbeit in kircheneigenen Räumen war unmöglich. Kindern konnte man die Bedeutung eines katholischen Gotteshauses nur sagen, aber eingeübt konnte nichts werden. Damit ging auch eine Entfremdung zur Kirche einher.“* schreibt Pfarrer Rawitzer. Ich zitiere ihn weiter:

*„Ohne Beichtstuhl mußte auch die Beichtpraxis nahezu einschlafen. Beichtzeiten waren nur begrenzt vor dem Gottesdienst möglich. Die feierliche Taufe haben damals viele Gläubigen nicht mehr kennengelernt, weil es gewöhnlich nur eine Haustaufe sein konnte. Nach dem Sonntagsgottesdienst war eine Taufe in der Kirche nicht durchführbar, weil ja nachher der evangelische Gottesdienst stattfand. Die Feier der kirchlichen Hochfeste an den Wochentagen geriet außer Übung. Die Fronleichnamtsfeier war ohne eigene Kirche unmöglich. Gerade an einem solchen Feste, an dem sich die Gläubigen als Gemeinde erleben können, musste man viele Kilometer entfernt zurücklegen, um dort als Fremder ‚auch‘ dabei zu sein.“*

Die Gastfreundschaft, die aber damals die evangelische Kirche den vertriebenen Katholiken gewährte, hat dazu beigetragen, dass wir ein neues Klima der Ökumene erleben durften.

Lassen Sie mich noch ein Faktum erwähnen. Wenig bekannt ist, dass nach dem Krieg in Frankfurt Dr. Franz Jesser verstarb, den später der Historiker und Publizist Dr. Hermann Ullmann einmal einen der klügsten Köpfe des österreichischen Reichsrates genannt hatte. Auf diesen Jesser geht die Prägung des Begriffs „Sudetendeutsche“ zurück, mit der er erstmals im Jahre 1908 in einer Rede im Wiener Reichstag die stammlich so verschiedenen Deutschen in den österreichischen Kronländern Böhmen – Mähren – Schlesien von den anderen Deutschen der Donaumonarchie, den Alpendeutschen und Karpatendeutschen unterschied.

Jesser wurde am 1. Juli 1869 im mährischen Zwittau geboren und lernte als Wanderlehrer des Bundes der Deutschen zwischen 1896 und 1906 das gesamte Sudetengebiet samt Sprachinseln aus eigener Anschauung kennen. Er wusste um die soziale Not der Arbeiter und Kleinbauern. 1906 wurde er Sekretär der Deutschen Agrarpartei. Von 1908 bis 1918 vertrat er sie als Abgeordneter für Dux später für Mährisch Schönberg, im Wiener Parlament, von 1920 bis 1933 war er Senator in Prag für Mährisch-Ostrau. Durch die Vertreibung kam Dr. Jesser zunächst nach Oberbayern, ehe er nach Frankfurt übersiedelte. Jesser war ein echter „Altösterreicher, der als bewusster Mährer, über nationalistischer Kleinkrämerei stehend, den Blick für das Ganze behalten hatte.“ So würdigte ihn nach seinem Tode Walter Dorskocil und ergänzte, dass Jesser um sich eine bezwingende Atmosphäre abendländischer Geistigkeit verbreitete.

## Das 19. Jahrhundert und die Paulskirche

**I**ch habe das 19. Jahrhundert bisher bewusst ausgeklammert und nur im Zusammenhang mit den Juden erwähnt. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gehörten die einzelnen Teile des heutigen Hessens wie Hessen-Darmstadt, Hessen-Nassau, Kurhessen und die Reichstädte wie Frankfurt oder Friedberg ebenso wie die österreichischen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Es fand sein Ende, als Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die Römische Kaiserkrone niederlegte und als Kaiser Franz I. von Österreich weiterregierte. Nach dem Wiener Kongress, der 1815 im Deutschen Bund 39 Staaten übrig ließ, waren die hessischen Monarchien wie Hessen-Darmstadt oder Hessen-Nassau und die Reichstadt Frankfurt ebenso wie die böhmischen Länder, Mitglied dieses Bundes. 1848 trat in der Frankfurter Paulskirche das erste frei gewählte deutsche Parlament zusammen. In ihm saßen über 70 Abgeordnete aus Böhmen und Mähren neben Parlamentariern aus den hessischen Ländern. Als 1866 Preußen nicht gegen Österreich, sondern gegen das restliche Deutschland Krieg führte, standen die Hessen auf Seiten Österreichs und wurden von Bismarck gedemütigt, der Teile Hessen wie Hessen-Nassau und Frankfurt Preußen einverleibte.

Als 1998 die 150-Jahrfeier des Paulskirchenparlamentes in Deutschland begangen wurde, hat man leider diese Aspekte ebenso betont wie bei dem Jubiläum „150 Jahre Deutsche Katholikentage“. Nach dem ersten Katholikentag 1848 in Mainz fanden Deutsche Katholikentage in Wien und Linz statt, aber auch 1860 in Prag und 1862 in Frankfurt. Erst nach der sogenannten Reichsgründung 1871 entschied sich der deutsche Katholizismus für die kleindeutsche Lösung.

Die Geschichte zeigt uns, wie in einem europäischen Geist Hessen und die Heimat der Sudetendeutschen international eingebettet waren. Wie in der Paulskirche 1848 sitzen seit 2004 im Europaparlament wieder deutsche Abgeordnete, mit Bernd Posselt auch ein Sudetendeutscher, neben gewählten Volksvertretern aus Böhmen und Mähren, die heute die Tschechische Republik bilden.

## Das Marienbild in Oberschmitten

**E**twas von diesem Europa haben wir auch hier in Nidda. In der 1952 eingeweihten Kirche im Stadtteil Ober-Schmitten hängt an der Stirnwand die Kopie eines Bildes des spanischen Meisters Murillo, das „Maria auf der Mondsichel“ zeigt. Die Chronik vermerkt, dass das Bild ursprünglich in der Kirche von Karlsberg in der rumänischen Bukowina hing und bei der Aussiedlung der Rumäniendeut-

schen 1943 nach Westen mitgenommen wurde. Über die wenigen Angaben in der Kirchenchronik hinaus, konnte ich noch weitere Fakten ermitteln. In der Bibliothek unseres Institutes existiert eine Chronik des deutschen Dorfes Karlsberg im heutigen Rumänien, das 1806 von Auswanderern aus dem Böhmerwald gegründet wurde, denn damals gehörte Böhmen genauso wie die Bukowina, dem alten „Buchenland“, zum alten Österreich. Nach dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 wurden bereits 1940 durch eine Vereinbarung zwischen Moskau und Berlin die Deutschen aus der Bukowina umgesiedelt, nachdem die Bukowina und Bessarabien von Rumänien an die Sowjetunion abgetreten werden musste. Auch die rein deutsche Pfarrei Karlsberg war damals betroffen. Letzter Pfarrer von Karlsberg war Franz Luczko, der in der Pfarrchronik von Nidda als „Luschko“ geschrieben wurde. Unterlagen des Institutes ergeben, dass er 1949 in Glatz gestorben ist.

Bei der Umsiedlung konnte Pfarrer Luczko die Kirchenparamente mitnehmen, seine Haushälterin Rosa Witowski auch das Altarbild. Die umgesiedelten Karlsberger kamen zunächst in ein Lager bei Weimar. Da der Bruder von Frau Witowski Pfarrer in Hostau im Böhmerwald war, das seit 1938 durch das Münchner Abkommen zum Deutschen Reich gehörte, holte er seine Schwester und Pfarrer Luczko nach Hostau. Pfarrer Luczko bekam noch während des Krieges eine Pfarrstelle in Schlesien und zwar in Glatz. Hostau gehörte an sich zum Bistum Budweis, wurde aber nach dem Münchner Abkommen vom deutschen Generalvikariat der Erzdiözese Prag seelsorgerlich betreut, wo der Sekretär des Generalvikars Kaplan Dr. Karl Reiß war, der 1946 nach seiner Vertreibung in die Diözese Mainz kam. Als die Gebiete jenseits von Oder und Neisse 1945 von Polen besetzt wurden, blieb Pfarrer Luczko in Schlesien, wo er in Glatz starb. Pfarrer Witkowski und seine Schwester wurden 1946 wie die meisten Deutschen im Sudetenland vertrieben, konnte aber vorher das Bild aus Karlsberg über die nahe Grenze nach Bayern bringen. Frau Witkowski wurde nach Hessen ausgesiedelt. So kam das gerettete Altarbild in die Kirche von Ober-Schmitten.

Dieses Altarbild hier in einem Ortsteil von Nidda verbindet nicht nur Hessen und die Sudetendeutschen, sondern weist über den Raum der alten, uns Sudetendeutschen so vertrauten Donaumonarchie als einem Vorläufer Europas auf das heutige Anliegen der Erweiterung Europa hin. Dieser europäische Geist soll uns auch heute leiten, in unserem Institut für Kirchengeschichte unseren Wurzeln nachzugehen und unsere Kenntnisse darüber an unsere Mitbürger weiter zu geben. Zu dieser Aufgabe lade ich Sie alle ein und bitte Sie um ihre Mithilfe.

# Ein Glücksfall für Baden

## Vor 300 Jahren kam Baumeister Rohrer von Böhmen nach Bruchsal

Deutschland kennt Balthasar Neumann, der in Eger geboren wurde und hauptsächlich in Süddeutschland als Baumeister seine großen Werke schuf. Ein Zeitgenosse war der Baumeister Johann Michael Ludwig Rohrer aus Tissau im Bezirk Tepl, der vor 300 Jahren 1707 als Markgräflisch-Badischer Baumeister nach Bruchsal kam und nach einem Vierteljahrhundert Wirksamkeit vor 275 Jahren 1732 in Ettlingen bei Karlsruhe starb. In seinem Amt folgte ihm sein Bruder Johann Peter Ernst nach. Beide haben als Schloß- und Kirchenbauer am Oberrhein und in Nordbaden hervorragende Werke geschaffen, die im Bewusstsein der Volksgruppe lebendig sein sollten.

Hintergrund der Beziehungen der Markgrafschaft Baden zu Böhmen ist die Tatsache, dass aus Schlackenwerth die Fürstentochter Franziska Sibylla Augusta als Markgräfin nach Rastatt gekommen war. Baden war damals am Ende des 17. Jahrhunderts durch die Raubzüge der Franzosen völlig verwüstet. Hier konnte die Markgräfin auf die reichen Mittel aus ihren böhmischen Gütern zurückgreifen, um den Wiederaufbau des Landes zu ermöglichen. Schon der Vater des neuen Baumeisters, Michael Ludwig Rohrer, war im Auftrag

des Markgrafen Ludwig Wilhelm, des bekannten „Türkenlouis“, tätig. Er baute die Stollhofener Verteidigungslinie und in Rastatt das Brunnenhaus. Als 1707 der Markgraf starb und Markgräfin Sibylla Augusta den bisherigen Hofbaumeister Domenico Egidio Rossi wegen Unstimmigkeiten entließ, folgte dem Italiener nun Johann Michael Ludwig Rohrer, der erst 24 Jahre alt war, als Hofbaumeister. Er hatte die Lehre bei seinem Vater gemacht und hatte als dessen Geselle in Schlackenwerth seine Fähigkeit unter Beweis gestellt. Da seit 1685 auch Christoph Dientzenhofer in Schlackenwerth tätig war, hatte sicher der neue Hofbaumeister auch von diesem großen Meister gelernt, denn manche Einflüsse Dientzenhofers sind in Rohrers Bauten im Badischen erkennbar.

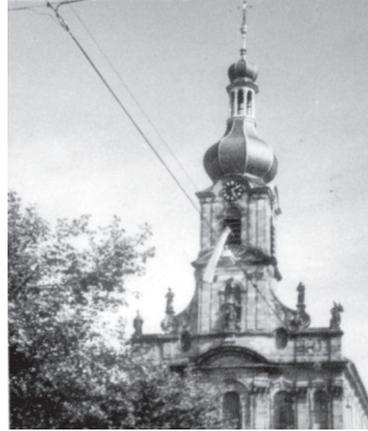


*Schloß Favorite, Rastatt*

Die Liste der Werke seit 1707, die dieser Rohrer schuf, ist erstaunlich. Ab 1707 beaufsichtigte und leitete er den Schloßbau in Rastatt, wo auch das Lustschloß Favorite entstand. In Rastatt waren seine weiteren Werke unter anderem auch die Schloßkirche und die Pagodenburg. An Kirchenbauten Rohrers sind zu nennen die Kirche in Daxlanden, die Einsiedler-Kapelle in Rastatt und der Aufbau des Turmhelms der Stiftskirche in Baden-Baden. Andere Werke sind das Amtshaus in Offenburg und der Bruchsaler Schloßbau für den Kardinal Damian Hugo von Schönborn, der Bischof von Speyer war. Ebenso sind die Eremitage in Waghäusel und das Schloß in Kibblau sein Werk.

Als Johann Michael Ludwig 1732 starb, hatte sein Bruder nicht nur bei ihm gelernt, sondern auch bei Christoph Dientzenhofer Erfahrungen gemacht. Dem Nachfolger waren 30 Jahre Wirksamkeit vergönnt, in denen er die Schwere des böhmischen Barocks durch die neu aufgekommene Kunst des Rokoko auflockerte. Dadurch wurden die Formen bewegter und der Aufbau seiner Bauwerke zeigte Leich-

tigkeit. So wurde dieser Rohrer für die Kirchenbaukunst dieser Zeit in Baden bedeutungsvoll und gelten seine Arbeiten als Architekt als wegweisend.



*Stadtkirche St. Alexander, Rastatt*

Von ihm stammen neben vielen anderen Werken die Fassade der Martinskirche in Ettlingen und die Kirchen in Bietigheim und Busental, wobei er sicher auch viele Entwürfe schon mit seinem Bruder gemeinsam geschaffen hatte. Viele seiner Entwürfe und Risse sind im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im Archiv der Stadt Rastatt erhalten.

*Rudolf Grulich*

## Bundesverdienstkreuz für Rudolf Grulich

Prof. Dr. Rudolf Grulich erhielt im Rathaus von Königstein das Bundesverdienstkreuz. Mit der Verleihung ist Grulichs Einsatz für die Kirche im Osten und sein Eintreten für Völkerverständigung gewürdigt worden. Wir gratulieren herzlich und berichten in der nächsten Ausgabe mehr.

# Der Schöpfer des ersten Globus

## Vor 500 Jahren starb Martin Behaim



Während viele große Sudetendeutsche als Österreicher oder als Tschechen in den Lexika verzeichnet sind und wir Sudetendeutsche oft die großen Frauen und Männer unserer Geschichte fast vernachlässigen, reklamieren die Tschechen alle in Böhmen geborenen bedeutenden Männer und Frauen als Tschechen.

Darauf hat Rudolf Grulich in vielen Beiträgen und Büchern hingewiesen. So nennt Josef Kunský in seinem Werk über tschechische Entdecker sogar den mittelalterlichen Chinamissionar Odorico von Pordenone „unseren tschechischen Marco Polo“, weil Friaul damals zum Reich König Ottokar gehörten. Auch der 1459 in Nürnberg geborene und vor 500 Jahren am 29. Juli 1507 in Lissabon gestorbene Martin Behaim wird heute wegen seines Namens (Behaim = Böhmen) für das tschechische Volkstum beansprucht.

Wie aber Josef Weinmann in seinem „Egerländer biographischen Lexikon“ belegt, war Behaims Vater ein Tuchhändler, dessen Familie aus dem Egerland nach Nürnberg gekommen war. Auch der Sohn war zunächst Handelsreisender, der auch seinen Reisen nach Österreich, Holland, Italien und Portugal kam. Da er sich astronomische Kenntnisse angeeignet hatte, galt er bald am Hof des portugiesischen Königs Johann II. in Lissabon als gelehrte Autorität. Er fertigte ein Astrolab und gehörte zum Gremium für die portugiesischen Entdeckungsfahrten. In den Jahren 1484 bis 1486 nahm Martin Behaim persönlich als Kartograph an der Entdeckungsreise von Diego Cao teil und erforschte die bis dahin in Europa unbekannte Westküste Afrikas. Für seine Arbeit erhob ihn der König zum Ritter des Christus-Ordens. Im Jahre 1491 besuchte Behaim wieder Nürnberg, wo er bis 1493 blieb und in dieser Zeit im Jahre 1492, als Kolumbus zu seiner Indienfahrt aufbrach, den ersten Globus erstellte, der noch erhalten ist und heute im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg steht.

1493 kehrte er nach Portugal zurück, wo er dann vor 500 Jahren am 29. Juli 1507 in Lissabon starb.

*Adolf Hampel*

# „Wir heischen Gehör“

## Petitionen des Jahres 1947 für die Wiedergutmachung der völkerrechtswidrigen Ausweisungen

Im Vorjahr haben die deutschen Vertriebenen zum 60. Jahrestag der organisierten Vertreibung daran erinnert, dass nach den „wilden Vertreibungen“ unmittelbar nach Kriegsende auch der „humane Transfer“ von über zwölf Millionen Ostdeutschen nach der Konferenz von Potsdam stattfand, der ein organisiertes Nachkriegsverbrechen war.

In diesem Jahr jähren sich 60 Jahre, dass sich Wenzel Jaksch noch von London aus mit führenden sudetendeutschen Sozialdemokraten in einer Petition an die Unterzeichner-Mächte des Potsdamer Übereinkommens und den Generalsekretär der Vereinten Nationen wandte und forderte, „die Sache eines zentraleuropäischen Volkes zu prüfen, das mehr als drei Millionen Einwohner zählt, und das seit 1938 dreimal schon das Objekt willkürlicher Entscheidungen war“. Das gleiche forderten auch die vertriebenen Priester auf ihrer Tagung 1947 in Königstein.

### Wenzel Jaksch und seine Petition

Die außer von Wenzel Jaksch auch von Eugen de Witte, Franz Katz und Robert Wiener auf den 1. März 1947 datierte und in London unterzeichnete Petition erschien im August des gleichen Jahres unter dem Titel „Wir heischen Gehör. Ein wichtiges historisches Dokument für die Wiedergutmachung der völkerrechtswidrigen Ausweisungen“ im Verlag „Das Volk“ in München mit einer Einleitung von Richard Reitzner. Der Mitstreiter von Wenzel Jaksch gehörte wie die Unterzeichner der Petition während des Krieges in London der „Exekutive der sudetendeutschen Sozialdemokraten im Ausland“ an und war es, der 1950 am 4. August, einen Tag vor der Unterzeichnung der Charta der Vertriebenen, für die sudetendeutschen Sozialdemokraten und die Seligergemeinde das Wiesbadener Abkommen mit General Lev Prchala unterschrieb.

Reitzner betont das „Recht der Entrechteten“ und ist sich bewusst, dass die Überreichung der Petition „zunächst nur einen Akt von symbolhafter Bedeutung darstellte“. Er weiß, dass zwischen der Anmeldung des verletzten Rechts und der Wiederherstellung des Rechts meist ein langer Weg ist. Aber die Unterzeichner der Petition

sagten sich, dass das verletzte Recht zunächst eingefordert werden muss, um überhaupt gehört zu werden. Reitzner würdigt, dass die Politik der sudetendeutschen Sozialdemokraten in der Emigration „untrennbar mit dem Namen und der moralischen Führung von Wenzel Jaksch verbunden“ ist, der das geistige Zentrum der gesamten Sudeten-Emigration bildete und nach dem Krieg den Kampf für Heimat und Gerechtigkeit weiterführte.

## Frei gewählte Vertreter

Die Petition stellt fest, dass die Unterzeichneten „frei gewählte Vertreter der sozialdemokratischen Sudeten-Arbeiter im letzten Vorkriegs-Parlament der Tschechoslowakei“ waren: „Aus dieser Vergangenheit sollten wir wohl das Recht ableiten dürfen, als Sprecher des Sudetenvolkes bei der Friedensregelung gehört zu werden“.

In einem geschichtlichen Hintergrund werden dann die bedeutendsten historischen Tatsachen skizziert, „da die Sudeten-Streitfrage durch verschiedenartige Auslegungen der zentraleuropäischen Geschichte verdunkelt wurde“. Kurz und prägnant werden Fakten gebracht, dass die Sudetendeutschen nicht als Gefolgschaft Hitlers, sondern bereits über 700 Jahre früher nach Böhmen und Mähren kamen und auch nicht „als Eindringlinge oder Eroberer in die böhmischen Länder. Unsere Vorfahren folgten der Einladung der Premislyden-Könige von Böhmen im 12. und 13. Jahrhundert“. Detailliert wird dann die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg vorgestellt und die Vor-Münchner Entwicklungen. Mit einem Blick auf Österreich wird gezeigt, dass mit 20 000 sudetendeutschen Opfern in den Kerkern und Konzentrationslagern Hitlers die sudetendeutschen Opfer „nicht geringer waren als jene der österreichischen Demokratie und deshalb einen „Anspruch auf eine Revision der Volksabschiebungsklausel im Potsdamer Übereinkommen“ begründen.

Mit Dokumenten und auch mit tschechischen Zeugnissen erläutern Wenzel Jaksch und seine Mitstreiter, dass die Zerstückelung der Tschechoslowakei im Jahre 1938 „nicht das Ergebnis einer innerstaatlichen Verschwörung staatsfeindlicher Minderheiten gewesen ist, sondern durch äußere Kräfte verursacht worden war“. Dagegen hatten teilweise die „Sudeten-Nazi ...tschechische Unterstützung“, wie das Buch „Munich. Before and After“ des tschechischen Ministers Ripka belegt. So stellt die Petition fest: „Unser Volk wurde in Potsdam in absentia gerichtet. Der Urteilsspruch über unser Volk wurde gefällt, ohne dass man es gehört, ja ohne dass man auch nur das ihm so außerordentlich günstige Zeugnis von alliierter Seite beachtet hätte, das greifbar zur Hand gewesen wäre“.

Die Unterzeichner zeigen den „Kardinalfehler“ der tschechischen Politik auf, den auch Minister Ripka nannte, wenn er den Anteil des

tschechischen Nationalismus am Totlauf der tschechisch-sudetendemokratischen Beziehungen vor München außerordentlich klar zusammenfasste: „Unser Kardinalfehler war es, meiner Meinung nach, dass wir nicht versuchten, uns lieber mit dem sudetendeutschen Volk, statt mit Henlein auszugleichen.“

## Eigentumsrechte

Die Petition hebt hervor, dass in Potsdam die Eigentumsrechte der Umzusiedelnden nicht einmal nur erwähnt wurden und dass daher diese Rechte weiter in Kraft seien, weshalb sei auf die Einholung einer Entscheidung des Internationalen Gerichtshofes hingewiesen. Sie gehen von viertausend Millionen Dollar an Wiedererstattungsansprüchen der Sudetendeutschen aus. Da die Entscheidung der Ausweisung der Bevölkerung des Sudetenlandes von einem internationalem Forum, nämlich von den drei in Potsdam vertretenen Mächten getroffen wurde, gehen Wenzel Jaksch und die Mitunterzeichner davon aus, dass eine Frage von solcher Bedeutung nicht einfach der nationalen Gesetzgebung des tschechoslowakischen Staates zur Beantwortung überlassen bleiben kann. Sie weisen weiter nach, dass Dekrete des Präsidenten Beneš im Widerspruch zum Geist und Wortlaut der tschechoslowakischen Verfassung stehen.

In einem weiteren Kapitel analysieren sie die sittliche Frage der Vertreibung und ihre Auswirkung auf die moralische Grundlage der Vereinten Nationen. Welcher deutsche Politiker hat heute noch den Mut – und wer könnte es sich im Zeitalter der political correctness erlauben – darauf hinzuweisen, dass die „meisten aller bekannten teuflischen Praktiken der hitlerischen Konzentrationslager, einschließlich der körperlichen Torturen, des Prügelns von Frauen, der vorsätzlichen Verhungernlassens, der Verweigerung ärztlichen Beistandes und dergleichen mehr, in den Konzentrationslagern der Tschechoslowakei üblich waren.“ ?

Die Petition stellt klar fest, dass die tschechoslowakischen Behörden Methoden rassistischer Verfolgung mit denselben Beschränkungen anwandten, die Hitler den Juden auferlegte.

Noch heute sind die von den Unterzeichnern angeführten Zitate von unparteiischen Beobachtern zur Deportationspolitik lesenswert, wenn etwa Bischof Alois Münch, der spätere erste Nuntius in Deutschland, im November 1946 von der Vertreibung als „dem größten Verbrechen dieses Zeitalters“ schrieb: „Die Geschichte kennt nichts, was ihm gleichzusetzen wäre, ausgenommen vielleicht die Tatsache, dass man weder einen Aufschrei der Völker anderer Nationen gegen diese Gräßlichkeit hört, noch irgendeine Aktion jener Regierungen merkt, die dazu die Macht hätten.“ Sogar die Feststellung des Potsdamer Übereinkommens, dass die Umsiedlung „in or-

dentlicher und menschlicher Weise durchgeführt werden“ sollte, sei durch unzählige Gegenbeweise widerlegt. Man habe die Menschen „einfach wie wilde Tiere zusammengetrieben und herdenweise in Konzentrationslager geworfen.“

## 2 300 ostdeutsche Priester fordern Rückkehr

**W**ir wissen von der Erfolglosigkeit dieser Petition. Heute scheint es uns naiv gewesen zu sein, damals noch auf positive Auswirkungen gehofft zu haben. Aber am Ende des 20. Jahrhunderts haben wir im zerfallenden Jugoslawien wieder erlebt, dass Vertreibung und ethnische Säuberung sogar in Europa noch ein Mittel der Politik blieben.

Für die unmittelbare Zeit nach dem Krieg können zahlreiche weitere Forderungen auf Rückkehr der Flüchtlinge und Vertriebenen angeführt werden. In Hinblick auch die Geflüchteten und die von den wilden Vertreibungen betroffenen Ostdeutschen schrieb schon am 8. Dezember 1945 der Bischof von Münster August Kardinal Graf von Galen:

„Wir wollen noch hoffen, dass die Rückkehr der Menschheit zur Gerechtigkeit und Nächstenliebe, den einzigen tragfesten Fundamenten eines geordneten Gemeinschaftslebens und eines dauerhaften Friedens, auch diese Frage einer gerechten Lösung zuführt, indem man jenen armen Menschen Schadenersatz und Rückkehr in die Heimat gewährt“.

Papst Pius XII. hatte schon in seiner Weihnachtsansprache 1942 betont, dass die Staaten verpflichtet seien „zur Wiedergutmachung und Widerruf von Maßnahmen, durch welche die Freiheit, das Eigentum, die Ehre, die Aufstiegsmöglichkeiten und die Gesundheit der einzelnen Menschen geschädigt wurden.“ In seiner Ansprache an die Gesandten und Botschafter beim Vatikan sprach er am 25. Februar 1946 über Friedenssicherung und wies als Weg, „dass den Verbannten und Flüchtlingen die Rückkehr“ gestattet werde.

Am 1. März 1948 schreibt der Papst an die deutschen Bischöfe: „Ist es wirklichkeitsfremd, wenn Wir wünschen und hoffen, es mögen alle Beteiligten zu ruhiger Einsicht und das Geschehene rückgängig machen, soweit es sich noch rückgängig machen läßt?“

Auch bei der Verkündigung des Heiligen Jahres 1950 betont das Oberhaupt aller Katholiken in seinem Schreiben „Jubilaeum maximum“ vom 26. Mai 1949, er bete darum, „dass die Flüchtlinge, Gefangenen und die von ihrer Heimat Ferngehaltenen bald in ihr so liebes Vaterland zurückkehren können“.

Im März 1947 fand in Königstein die erste Tagung vertriebener ostdeutscher Priester statt, die als „offizielle Vertreter von 2 300 heimatvertriebenen römisch-katholischen Priestern aus Ost-

deutschland, dem Sudetenland und dem Südosten“ in dem 1946 entstandenen „Vaterhaus der Vertriebenen“, die pastorale Situation angesichts der Vertreibung analysierten. In einer gemeinsamen Erklärung erbaton „sie von den maßgebenden Autoritäten für sich und die von ihnen betreuten, aus der angestammten Heimat vertriebenen Deutschen im Namen der Gerechtigkeit, der Religion und der Humanität, die Rückgabe der jahrhundertealten Heimat und die Sicherung von Religionsfreiheit, Muttersprache und eines menschenwürdigen Lebens daselbst“. Sie beriefen sich dabei auf das gottgegebene Naturrecht, auf das christliche Sittengesetz, aber auch nur „auf die Menschlichkeit, da durch das, was humane Aussiedlung genannt wurde, die natürlichen Lebensgemeinschaften der Familie, der Nachbarschaft und des Berufes grausam zerrissen, die Vertriebenen in unvorstellbares Elend gestürzt wurden und sie indem so weitgehend zerstörten Restdeutschland aus Mangel an Wohnungen, Arbeitsmöglichkeit und Nahrung, nicht menschenwürdig leben können und der Verzweiflung und der Anarchie in die Arme getrieben werden.“

Die Priester griffen Wort des Papstes aus seiner Weihnachtssprache 1946 auf, wenn sie sich auch „auf die unverlierbaren Menschenrechte berufen, die auch einem besiegten Volke noch zukommen“.

*Rudolf Grulich*

## Der geschändete Christus in Waldsassen

Viele Landsleute machen auf dem Wege in die alte Heimat kurz vor der Grenze auch in Waldsassen Station.

Sie bewundern die prächtige Klosterkirche, die Altäre mit den sogenannten „heiligen Leibern“ und sie besuchen auch die alte Klosterbibliothek. Oft wird in dem weiten Kirchenraum zur rechten Hand ein beschädigter Korpus eines Kruzifixes übersehen. Dem gekreuzigten Christus fehlen die Arme. Er ist nicht an einem Kreuz, sondern an der Wand befestigt. Er wurde absichtlich verstümmelt, wie eine Erklärung an der Wand besagt.

Ich besuche jedes Mal, wenn ich bei Waldsassen über die Grenze fahre, diesen neuen Pilgerort. Er sollte nicht nur uns Heimatvertriebenen teuer sein, sondern allen Christen, die von der Kirchenverfolgung in der kommunistischen Tschechoslowakei, aber auch von der Vertreibung von drei Millionen sudetendeutscher Katholiken aus ihrer Heimat wissen. Diese Vertreibung ging einher mit der Zerstörung von Hunderten von ehemaligen deutschen Dörfern im Grenzgebiet, vor allem auch mit der Zerstörung der Kirchen.

Diese geschändete Christusfigur hat der Diözesanvertriebe-

nenseelsorger Prälat Dr. Karl Reiß, des Bistums Mainz und selber aus dem Egerland stammend, sehr verehrt. Er schrieb oft darüber und machte als Freund von Kirche in Not/Ostpriesterhilfe auch den Gründer dieses heute weltweit tätigen Hilfswerkes Pater Werenfried van Straaten darauf aufmerksam.



So stellt Pater Werenfried diesen Christus ohne Arme auch im „Echo der Liebe“ vor und schrieb:

*„Bis zur Vertreibung der Deutschen aus Böhmen befand sich dieses Kruzifix in der Pfarrkirche der Ortschaft Wies nahe der Grenze. Als die kommunistische Regierung von Prag diese Kirche im Januar 1951 von der Armee niederreißen ließ, war es bitter kalt. Die Soldaten schleppten das Kreuz aus der Kirche und zerschlugen nicht nur die Balken des Kreuzes, sondern auch die abgebrochenen Arme des Gekreuzigten. Sie zündeten damit ein wär-*

*mendes Feuer an. Zum Hohn ließen sie den verstümmelten Körper, mit einem Strick um den Hals an einer Latte befestigt, über dem Feuer hin und her baumeln. Als die Soldaten ihr Verwüstungswerk beendet hatten, blieb der Körper hängen, bis ein deutscher Grenzpolizist, wie ein zweiter Joseph von Arimatäa, den entstellten Leib heimlich über die Grenze in Sicherheit brachte. Jetzt wird das Kruzifix in der Basilika von Waldsassen als ‚Geschändeter Christus‘ verehrt.“*

Pater Werenfried wäre nicht Priester und Seelsorger gewesen, wenn er nicht diesen Christus allen ans Herz gelegt hätte. So schrieb er:

*„Aber auch der machtlose Christus ohne Arme fleht hier um Hilfe, denn die gotteslästerliche Verstümmelung, die er in seinem Bildnis erleiden mußte, ist ein sichtbares Zeichen der Hilflosigkeit, in der Millionen Glieder seines Mystischen Leibes leben müssen. Und obwohl der tote Mund des Gekreuzigten ebenso stumm bleibt, wie der seiner schweigenden Kirche, schreien die neuen Wunden, die sich hier an seinem gemarterten Körper zeigen, laut zum Himmel. Das Kreuz ist eine flehentliche Bitte, die geschändeten und machtlosen Brüder, die uns in der Entstellung Jesu vor Augen geführt werden, ihrem Schicksal nicht zu überlassen. Sie ist ein Aufruf an jeden von uns, unsere Arme und unsere Hände, unsere betend zum Himmel gestreckten Hände, unsere opfern-*

*den, helfenden und tröstenden Hände, großzügig in den Dienst derer zu stellen, die sich eigenhändig nicht mehr helfen können.“*

*Dr. Wolfgang Stingl*

**Gute Bücher  
sind ein Dienst an der  
alten Heimat.  
Beachten Sie unseren  
Bücherzettel auf Seite 32**

## Not ist Anruf Gottes

### Zum 100. Geburtstag von Pater Paulus Sladek

**A**ufbruch aus dem Glauben – so nannte 1982 eine Dokumentation über die katholischen Heimatvertriebenen den Neuanfang im Deutschland der Nachkriegszeit. „Not ist Anruf Gottes“ besagt ein anderer Titel, der als Festschrift für Pater Paulus Sladek OSA zu seinem diamantenen Priesterjubiläum gewählt wurde. Wir gedachten am 28. Januar dieses bedeutendsten Theologen des deutschen Vertreibungsschicksals anlässlich seines 100. Geburtstages.

1908 im nordböhmischen Ort Trebnitz bei Lobositz an der Elbe geboren und auf den Namen Fritz getauft, war der junge Sladek 1926 wie manch anderer der begeisterten Mitglieder des Bundes „Staffelstein“ bei den Augustinern eingetreten und hatte dort den Ordensnamen Paulus erhalten. Das Noviziat machte er in Münnerstadt, seine Studien absolvierte er in Prag, wo er 1931 zum Priester geweiht wurde. 1933 erwarb er an der Deutschen Universität zu Prag den Grad eines Doktors der Theologie. Als Assistent und Lehrbe-

auftragter für Dogmatik an der Theologischen Fakultät in Prag, als Akademischer Prediger in der Salvatorkirche und Geistlicher Beirat des katholischen Jugend-Bundes Staffelstein machte sich Pater Paulus früh einen Namen. Da er nach Hitlers Einmarsch in Prag und nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schon bald mit der Gestapo Schwierigkeiten bekam, meldete er sich zur Wehrmacht und erlebte in einer Sanitätskompanie den Zweiten Weltkrieg in der Ukraine, Rumänien und Polen.

Mitte 1945 gelangte er nach kurzer amerikanischer Gefangenschaft nach Bayern und fand Arbeit als Geistlicher Leiter bei der neu gegründeten Kirchlichen Hilfsstelle in München, die sich damals der Vertriebenen annahm. Obwohl Pater Paulus als Augustiner auch nach dem Krieg stets die Gemeinschaft mit seinen Ordensmitbrüdern lebte und in Stuttgart-Sillenbuch und in Zwiesel neue Klöster seines Ordens aufbaute, ist doch seine größte Leistung die als Priester, Theologe und Organisator der

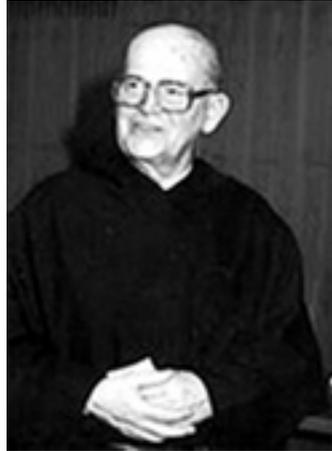
Flüchtlings- und Vertriebenen-seelsorge.

Schon auf ihrer Fuldaer Konferenz am 15. August 1945 hatten die deutschen Bischöfe die Errichtung einer Kirchlichen Hilfsstelle in Frankfurt beschlossen, die Albert Büttner leiten sollte. Am 6. Oktober 1945 besprach er mit Pater Paulus, Hans Schütz und Richard Mai in München die Aufgaben und die Gründung einer weiteren Hilfsstelle in München, deren Seele Pater Paulus wurde. Es galt nach Kriegsende, die vertriebenen Priester zu erfassen, sie materiell zu betreuen, sie in der Seelsorge für die Vertriebenen effektiv einzusetzen, und vor allem im kirchlichen Bereich bei den Einheimischen Verständnis und Unterstützung für die Vertriebenen zu gewinnen. All das wurde zügig umgesetzt.

Pater Paulus regte die Bestellung von Flüchtlingsseelsorgern an und die Abhaltung von Tagungen, Schulungen und Weiterbildungsseminaren für die Vertriebenen-seelsorge, er organisierte die ersten Vertriebenenwallfahrten und predigte dabei selbst. Seine Artikel, Memoranden und Predigtsskizzen haben nicht nur Anregung gebracht, sondern viel bewegt und sind bis heute Grundlage einer noch nicht geschriebenen Theologie der Vertriebenen-seelsorge.

Von ihm stammt das „*Sühne- und Gelöbnißgebet*“, das seit 1946 bei vielen Gottesdiensten und Wallfahrten der Vertriebenen gesprochen wurde und das bereits

vorwegnimmt, was später die Eichstätter Erklärung 1949 und die Charta der Vertriebenen 1950 ausdrückten: „*Gedanken der Rache und der Vergeltung sollen nicht Macht gewinnen über unsere Herzen.*“



Es bestand damals die Gefahr der Radikalisierung der Vertriebenen. Stalin hoffte auf die Revolution in Deutschland, wenn dieses zerstörte Land 15 Millionen verbitterter Menschen aufnehmen musste. Pater Paulus und den Heimatpriestern ist es zu verdanken, dass schon 1950 in der Charta der Vertriebenen auf Rache verzichtet wurde.

Hand in Hand damit ging sein Bemühen, eine neue Nachbarschaft mit den Völkern des Ostens aufzubauen. Das hat Pater Paulus bereits im Kriege in Prag begonnen, als litauische und ukrainische Studenten von Professor Adolf Kindermann ins deutsche Priesterseminar aufgenommen wurden.

# Die ersten Vertriebenenseelsorger 1945

Prälat Siegfried Schultheiß

U nter den rund fünfzehn Millionen Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Aufnahme fanden, waren etwa acht Millionen Katholiken. In manchen deutschen Diözesen verdoppelte sich dadurch die Zahl der Gläubigen. Ebenso entstand in vielen ehemals rein protestantischen Gebieten eine neue ausgedehnte katholische Diaspora.

Mit den vertriebenen Katholiken kamen bis 1947 auch 2300 Priester in das zerstörte Deutschland. Ihre Zahl vergrößerte sich noch in den folgenden Jahren, da viele Priester von den Behörden zurückgehalten worden waren und erst später in den Westen ausreisen konnten.

Die ersten seelsorglichen Maßnahmen für die vertriebenen Katholiken leisteten die beiden kirchlichen Hilfsstellen in Frankfurt und München. Im Juni 1946 ernannte Papst Pius XII. den aus dem Ermland vertriebenen Bischof Maximilian Kaller zum Päpstlichen Sonderbeauftragten für die vertriebenen Deutschen und übertrug ihm die Erfassung, Verteilung und Betreuung. Nach seinem Tod am 7. Juli 1947 wurde Bischof Ferdinand Dirichs von Limburg zum Päpstlichen Beauf-

tragten für die Seelsorge der Heimatvertriebenen ernannt.

Da Bischof Dirichs am 28. Dezember 1948 durch einen Auto-unfall ums Leben kam, bestellte die Deutsche Bischofskonferenz den Prälaten von Schneidemühl, Dr. Franz Hartz, zum Beauftragten für die Vertriebenenseelsorge. Nach dessen Tod erhielt dieses Amt auf der Fuldaer Bischofskonferenz 1955 der Würzburger Bischof Dr. Julius Döpfner, der es bis zu seiner Berufung auf den Bischöflichen Stuhl in Berlin innehatte.

1957 wurde schließlich Bischof Heinrich Maria Jansen von Hildesheim zum Beauftragten der Vertriebenen- und Flüchtlingsseelsorge bestellt. Seit 1982 hat Weihbischof Gerhard Pieschl dieses Amt inne.

Für die außerordentliche Seelsorge an den vielen Heimatvertriebenen schufen die deutschen Bischöfe schon bald in den Aufnahme-diözesen das Amt des Diözesan-Vertriebenenseelsorgers.

Wir wollen in den nächsten Ausgaben unserer Mitteilungen regelmäßig die ersten Nachkriegs-Vertriebenenseelsorger vorstellen. Wenn Sie noch Bilder oder Erinnerungen an diese Heimatpriester haben, sind

wir Ihnen für Zusendungen und Nachrichten dankbar. Wir beginnen heute mit Erzpriester Siegfried Schultheiß, der bereits am 1. Oktober 1946 zum Diözesan-Vertriebenenseelsorger ernannt wurde.

Siegfried Schultheiß wurde 1946 aus seiner Pfarrei Kamenz in Schlesien in der Erzdiözese Breslau vertrieben und war mit seiner Schwester nach Fulda gekommen. Die Diözese Fulda war ihm nicht gänzlich unbekannt, denn sein Vater war erst im späten 19. Jahrhundert von Hammelburg nach Neuruppin in Brandenburg gezogen, wo er sich eine Existenz aufgebaut hatte. Dort war auch Siegfried Schultheiß am 10. April 1890 geboren worden und hatte in Neuruppin die Volksschule und das Gymnasium besucht.

Nach der Reifeprüfung entschied er sich für das Theologiestudium. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg, am 18. Juni 1914, wurde er von Weihbischof Dr. Augustin zum Priester geweiht. In seinen Kaplansjahren leistete er Seelsorgedienst in Frankfurt an der Oder, in Neustadt in Oberschlesien und in Neisse.

Von 1927 bis 1934 hatte ihn Kardinal Adolf Bertram als Caritasdirektor für Oberschlesien in Ratibor eingesetzt. 1934 erfolgte seine Berufung zum Pfarrer von Kamenz in Niederschlesien. 1939 war er dort Bischof Dr. Johannes

Dietz begegnet, als dieser auf päpstliche Anordnung eine Visitationsreise durch die kirchlichen höheren Bildungsanstalten unternahm und auch nach Kamenz kam.

In einer Ausgabe des Fuldaer Bonifatiusboten aus dem Jahre 1957 heißt es dazu: „So war es verständlich, dass Erzpriester Schultheiß sich nach seiner Ausweisung im Jahre 1946 nach Fulda wandte, wo er ein reiches Arbeitsfeld fand. Der Bischof übertrug ihm das Vertriebenenreferat, in dem er bald eine rege und vielseitige kirchliche und kulturelle Tätigkeit entfaltete.“ Es gab aber auch noch verwandtschaftliche Bande in Fuldas Umgebung: in Bischofsheim lebten damals zwei Onkel, einer davon namens Aloys Schultheiß war dort Stadtpfarrer.

Viele Heimatvertriebene kamen mit ihren Sorgen, Fragen und Nöten zu ihm; er half, wo es ihm möglich war. Er stellte sich auch dem Aufbau der landmannschaftlichen Vertriebenenorganisationen zur Verfügung.

Sein Aufgabenkreis wurde immer größer. Er ging Sonntag für Sonntag in die neuen Seelsorgestellen der Heimatvertriebenen, um in der Diasporaseelsorge auszuhelfen und Vertretungen zu übernehmen. Dort half er mit Vorschlägen über den Ankauf von Grundstücken für neue Kirchen, half mit Rat und Tat bei der

Erstellung von Gottesdiensträumen und bei der Erbauung ausreichend großer Kirchen.

Seine größte Sorge war es, den Heimatvertriebenen eine geistige Heimat zu schaffen. In den Diözesen Trier, Köln und Münster warb er bei den „Bonifatiustagen“ für die Anliegen des Bonifatiusvereins, warb um Spenden und erhielt dadurch erhebliche Mittel für den Kirchbau in der Fuldaer Diaspora. 1953 erhielt in Anerkennung seiner rastlosen Tätigkeit von Papst Pius XII. die Würde eines päpstlichen Geheimkammerers „als ehrendes Zeichen seiner besorgten Teilnahme am Schicksal der Heimatvertriebenen“. Leider wurde er schon im Alter von nur 67 Jahren, am 17. April 1957 in die Ewigkeit abberufen.

Am Karsamstag wurde er unter großer Anteilnahme von Einheimischen und Vertriebenen in Fulda zu Grabe getragen. Sein Grab auf dem Friedhof auf Frauenberg befindet sich - fast versteckt in einer Ecke - unweit des ersten Eingangs an der Adalbert-Straße. Zu seinem Heimgang schrieb damals die Ackermann-Gemeinde: „Wer in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch, aus der Heimat vertrieben in den Fuldaer Raum kam und sich in der Not nach Hilfe umsah, fand mit Sicherheit den Weg zu Erzpriester Schultheiß. Und er durfte gewiss sein, dass er dort für jede Not

Verständnis und Trost, Rat und Hilfe finden würde. Erzpriester Schultheiß erkannte bald, dass eine feste Organisation nötig sei, wenn man der materiellen Not der Heimatvertriebenen steuern wollte. So wurde, wesentlich von ihm gefördert, im Juli 1947 die Christliche Arbeitsgemeinschaft der Heimatvertriebenen gegründet. In gleicher Weise ist auch die Gründung der Schlesischen Landsmannschaft auf die Initiative von Erzpriester Schultheiß zurückzuführen.“

*Winfried Böhm*  
*Diözesanvorsitzender der Ackermann-Gemeinde im Bistum Fulda*



*Das Grab von Erzpriester Siegfried Schultheiß auf dem Friedhof, Frauenberg in Fulda*

# Vorschau auf unser Jahresprogramm 2008

Auf der Mitgliederversammlung des Institutes am 1. Dezember 2007 wurde bereits das Jahresprogramm besprochen:

Im Sommer 2008 bieten wir allen Freunden und Interessierten alle zwei Wochen einen Tag der Offenen Tür an, an dem wir neben einer Führung durch das Institut jeweils ein aktuelles Thema kurz vorstellen und im Gespräch behandeln werden. Wir werden jeweils am Samstag um 14.00 Uhr beginnen.

Außerdem werden wir an den gleichen Tagen am Vormittag um 10.00 Uhr in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum in Nidda in den Räumen des Institutes einen zweistündigen Einführungskurs in die Jüdische Kultur geben. Dabei soll in offenem Gespräch und viel Informationen über die Sprachen der Juden wie Hebräisch, Aramäisch und Jiddisch die Erlernung der hebräischen Schrift im Mittelpunkt stehen. Anfangskenntnisse sind nicht erforderlich. Wir sind überzeugt, dass die Teilnehmer bald beim Besuch hessisch jüdischer Friedhöfe beim Lesen der Inschriften Erfolgserlebnisse haben werden.

## Vorgesehen sind bis zu den Sommerferien folgende Termine:

5. April 2008

10.00 Hebräisch-Kurs  
14.00 Tag der Offenen Tür:  
Hessen und die Vertriebenen

19. April 2008

10.00 Hebräisch-Kurs  
14.00 Tag der Offenen Tür:  
Die Juden im Sudetenland

3. Mai 2008

10.00 Hebräisch-Kurs  
14.00 Tag der Offenen Tür:  
Die Herrnhuter Brüdergemeine und der Herrnhag bei Büdingen

17. Mai 2008

10.00 Hebräisch-Kurs  
14.00 Tag der Offenen Tür:  
Der Islam – Herausforderung oder Gefahr?

31. Mai 2008

10.00 Hebräisch-Kurs  
14.00 Tag der Offenen Tür:  
Die Aufnahme der Vertriebenen 1946

Für die Zeit vom 13. – 16. August 2008 laden wir zu einer Studienfahrt und Wallfahrt in das Egerland ein. Interessenten wollen sich bitte an die Adresse des Institutes wenden.

# Unser Bücherangebot

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, Euro 36,00

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, Euro 59,00

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, Euro 19,80

Rudolf Grulich, **O Prag, wir zieh'n in die Weite. Sudetendeutsche in aller Welt.** 192 Seiten, Euro 67,00

Willi Lorenz, **Die Kreuzherren mit dem roten Stern.** 141 Seiten, Euro 12,00

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, Euro 7,80

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** Mit einem Geleitwort von Otto von Habsburg. 287 Seiten, Euro 14,80

## **Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:**

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, Euro 7,80

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, Euro 9,80

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, Euro 14,80

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** Festschrift zur 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, Euro 14,80